



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Edgar Quinet und die Rumänen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

man auch in solchen Dingen Deutlichkeit verlangt, so sieht eine zu scharf unterstrichene Eigenschaft doch nach Renommisterei aus; und auch die Sprache ist nicht ganz frei davon. —

Gräfin Chateaubriant. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Heinrich Laubes gleichnamigem Roman frei für die Bühne bearbeitet von Emil Pirazzi. Als Manuscript gedruckt. Offenbach a. M. Druck von Kohler und Teller. — Der Verfasser, der in einzelnen Scenen ein nicht unbedeutendes Talent zeigt, Leidenschaften darzustellen, ist über den massenhaften Stoff nicht Herr geworden. Der Umfang geht weit über die Grenzen eines Theaterstücks hinaus, und ein nachträgliches Beschneiden wird auch seine Schwierigkeiten haben. Der Gegenstand hat eine große Aehnlichkeit mit V. Hugos *Triboulet*. Franz I. ist ganz auf dieselbe Weise geschildert, und der Graf von Chateaubriant ist zwar nicht ein Hofnarr, wie der Held des französischen Dichters, aber doch ein Original, an dessen Handlungsweise man keinen unmittelbaren Antheil nehmen kann. Der Dichter hat durch diesen Umstand die Gräfin wegen ihres Treubruchs entschuldigen wollen, aber das gelingt ihm doch nur halb. In der Wirklichkeit kommt es oft genug vor, daß ein lieberlicher Mensch ohne Seelenadel und ohne Gefühl durch seine glänzende Außenseite die Weiber verführt, und im Roman lassen wir es uns auch gefallen; aber im Drama wird es uns peinlich, denn hier tritt uns nicht nur die Schuld der lebenswürdigen Sünderin vor Augen, sondern auch ihr Unverstand, ihr Mangel an einem edlen Instinct, und das können wir, die wir besser unterrichtet sind, ihr nicht vergeben, da der Bühne die Mittel fehlen, durch nüancirte Darstellung der Verführung auch das Unwahrscheinliche begreiflich zu machen. Das bloße Mitleid hat aber etwas Herabwürdigendes und widerstrebt dem tragischen Eindruck. —

Edgar Quinet und die Rumänen.

Aus dem von der Natur reich gesegneten, aber durch und durch barbarischen Rumänenlande an der untern Donau wandern seit lange Edelleute auf Zeit nach Westen, nach Deutschland und neuerdings besonders nach Frankreich, um sich die westeuropäische Cultur anzuschauen. Warum jetzt besonders nach Frankreich, nach Paris? Weil, abgesehen von den pikanten Reizen des Aufenthaltes in dieser Weltstadt, die Eitelkeit der den französischen Formen süßsamen Rumänen durch das wohlberechnete, selbstgefällige Entgegenkommen der Franzosen doch noch mehr befriedigt wird, als durch die naive Bewunderung,

welche die Fremden, seien sie wie sie wollen, gemeiniglich bei unsern gutmüthigen Landsleuten finden. Jetzt sind die Rumänen in Paris so glücklich gewesen, einen Mann von literarischem Ruf, einen eleganten Schriftsteller zu finden, der in der berühmtesten Literaturzeitung der französischen Hauptstadt, natürlich im Interesse der „großen Nation“ und der eignen Persönlichkeit für die Rumänen gewaltig in die Trompete stößt und sein Instrument, wenn auch nicht als Künstler, doch aber als Virtuos — und das gilt jetzt viel mehr — so geschickt handhabt, daß wir nächstens in den Feuilletons der deutschen Zeitungen dem Virtuosen, wie dem seine Production anregenden Gegenstände die gebräuchliche Huldigung werden bringen sehen.

Der brillante Eingang, mit dem Edgar Quinet sein Thema einleitet, lautet, in freilich etwas bescheidener klingendes Deutsch übersetzt, etwa also: „Acht Millionen Menschen klopfen flehentlich bittend an die Pforten der abendländischen Civilisation. Was begehren sie? Sie verlangen Beistand, um wieder aufzuleben, sie beanspruchen die Vereinigung mit uns. Beinahe unbekannt und an das äußerste Ende Europas verstoßen berichten sie, daß Jahrhunderte lang Knechtschaft, Nichtachtung, Mißhandlung und alles Elend, was nur Menschen zu ertragen im Stande sind, sie niedergedrückt und von der Menschheit fern gehalten habe. Sie haben, wie sie sagen, in einer Wüste gelebt, aber in einer Wüste, in der sie alles Elend der ärgsten Barbarei und der höchsten Cultur erdulden mußten. Endlich fürchten sie am meisten, daß ein so langes, so anhaltendes Mißgeschick sie möglicherweise so entstellt habe, daß die Staaten und Völker, an die sie sich mit ihren Bitten wenden, sie nicht mehr zu erkennen vermögen. Es ist dies in der That eine neue Erscheinung in unserer Zeit. Nicht rufen sie, wie zeither gewöhnlich, nur im Namen der Gerechtigkeit, der allgemeinen Wohlfahrt, der beleidigten und geschändeten Menschenwürde unsere Hilfe an. Nein, das macht ihre Forderung neu und bedeutend, daß sie sich als vergessene Brüder anmelden. Mit einem Tone, der an die Zeiten erinnert, wo noch die Blutsverwandtschaft ein heiliges Band war, an die großartigen Verhandlungen bei Thucydides und Tacitus, wo ganze Völker ihre Sache führten, weisen sie vor allem auf den gemeinschaftlichen Ursprung hin, auf das Familienband, das sie mit uns verknüpft, auf eine und dieselbe Abkunft, dieselbe Heimath, dieselbe Sprache, dieselben Vorfahren. Der vielleicht naive Glaube an die Pietät, die man gemeinsamen Erinnerungen schuldig ist, die Ueberzeugung, daß diese Pietät nicht ohne Erfolg in Anspruch genommen werden könne, die Zuversicht, daß die westlichen Völker dieselbe so treu bewahrt haben, wie sie selbst — alle diese Züge sind als ein letztes gerettetes Kleinod der alten Zeit zu betrachten, woran sie sich halten, um darin den Anspruch auf ihre Rechte zu suchen. Die Rumänen rufen dem Westen zu: Gebet uns unser Bürgerrecht in der Familie der roma-

nischen Völker wieder. Wenn gleich von Barbaren umringt, gehören wir doch zu Euch. Entreisst uns dieser Knechtschaft. Laßt Euch dadurch, daß wir fern sind, nicht über das täuschen, was uns angeht. Traurige Jahrhunderte haben uns von dem mütterlichen Boden, von dem Rom fern gehalten, das uns alle erzeugt hat, aber sind wir auch mit fremden Ketten belastet und an die Grenzen Europas verbannt, so sind wir doch für Frankreich, für Italien, für Spanien und Portugal Brüder. Mit Euch wollen wir ein ewiges Bündniß schließen, nicht mit den Barbaren, die in unserer Nähe wohnen. Ihr habt uns vergessen, ja selbst unsere Namen kennt Ihr nicht mehr, denn Ihr nennt uns Walachen, die wir Rumänen heißen. Trotz unseres großen Glends dürfte man vergeblich eine Zeitperiode suchen, in der wir die Erinnerung an unsere alten Blutsverwandte verloren. Durchblättert unsere Geschichtsbücher. Ihr werdet da keinen Augenblick finden, wo wir deren nicht eingedenk gewesen sind. Allerdings gab es Zeiten, die so traurig waren, daß wir nicht daran gedacht haben, unsere Rechte geltend zu machen. Wer wollte uns denn hören? So oft wieder ein Hoffnungsschimmer sichtbar wurde, wartet Ihr es, nach denen wir die Arme ausstreckten. Freilich sind wir zuletzt in die romanische Familie gekommen. Darf man uns aber deshalb unser Erbtheil streitig machen? Erkennet uns an unsern Zügen, an unserm Gesicht. Seht, wir tragen da noch das Gepräge des alten Italiens, wir sind die Söhne der Männer, welche den Boden von Latium, von Picenum, von Gallien anbauten. Es sind dieselben Gesichtszüge, dieselbe Farbe — alles bis auf die Kleidung unsrer Väter haben wir uns erhalten. Doch was mehr ist als alles andere — unsere Muttersprache haben wir gerettet: Ihr sprachtet sie ehemals mit uns in unserer gemeinschaftlichen Heimath. Wenn zwei Menschen, die der Zufall unter feindliche oder wenigstens fremde Völker geschleudert hat, bemerken, daß sie dieselbe Sprache reden, so verbinden sie sich sofort, weil sie sich als Glieder einer und derselben Familie erkennen. Wir sind ebenso wie Ihr von fremden, meist feindlichen Völkern umgeben. Ihr seid mächtig, wir sind schwach, obgleich unsre große Zahl wol der Beachtung werth ist. Erkennet uns und rettet uns.“ —

Nach dieser rhetorischen Stilübung folgt eine mit Benutzung der allbekanntesten sehr dürftigen Quellen verfaßte weitläufige Auseinandersetzung dessen, was man von jedem einigermaßen unterrichteten Rumänen — deren freilich nicht viele sind — als traditionelles Glaubensbekenntniß hören kann, wie durch Trajans Feldzüge in Dacien das ganze Land romanisirt worden sei und daß demnach die acht Millionen Rumänen die Enkel des Quirinus, Camillus und Fabricius wären, und dann die Darlegung, daß die rumänische Sprache zu den romanischen gehöre und zwar die echte römische Volkssprache der alten Latiner sei, welche die römischen Schriftsteller mit Herbeiziehen griechischer

Endungen u. s. w. für die Literatur zurecht gemacht hätten. *) Zum Schlusse ergeht sich Quinet wieder in überschwenglich rhetorischer Entwicklung seiner Begeisterung für die ganz löbliche Thätigkeit, welche einige Rumänen jetzt ihrer Sprache widmen, und hofft unter anderm von der, wie er meint, nächstens erwachenden jungen Literatur des von ihm gepriesenen Volkes einen frischen Lebenshauch zur Erquickung der welk gewordenen Culturblume des westlichen Europa.

Betrachtet man zunächst in diesem Aufsatze das, was einen wissenschaftlichen Anschein hat, so mag hier nur angedeutet werden, daß die Romanisirung Daciens durch den Kaiser Trajan und die Existenz einer allenfalls romanisch zu nennenden Sprache in jenem Lande eine längst bekannte Thatsache ist, die Quinet seinen Landsleuten nicht als eine nagelneue Entdeckung aufzutischen nöthig hat. Freilich aber waren diese sogenannten Römer des Trajan aus allen Theilen des Reiches zusammengetriebene romanisirte Provincialen (meistens Barbaren) und zwar entartete, nur durch die römische Zucht zu einer romanisirenden Einwirkung befähigte Provincialen der Zeit des Verfalls des Römerreichs, deren Anspruch auf Verwandtschaft mit Camillus, Fabricius und Regulus unendlich lächerlich ist. Neben diesen römischen Provincialen waren noch übrig gebliebene unterjochte Dacier vorhanden, die, wie die Slawen, in einem großen Theile Deutschlands um ihre Sprache kamen, und später kamen Gothen, Slawen, Türken und andere Völker dazu, die nicht fähig waren, die entartete lateinische Bulgärsprache, welche durch die Colonisation Trajans verbreitet worden, zu überwinden, so viel sich auch slawische, türkische und andere Wörter darin absetzten. Es ist in der That mehr als lächerlich, wenn die Abkömmlinge eines solchen nie zu einer organischen Individualität gekommenen Völkergemisches, zu dessen Blute sich auch etwas verdünntes und verdorbenes Römerblut gemischt haben mag, sich deshalb, weil ihm die entartete römische Bulgärsprache aufgenöthigt wurde, für Nachkommen der echten Römer halten. Wann haben Franzosen und Spanier, wirklich organisch entwickelte Völkerindividuen, die als solche mit Selbstgefühl hervortreten können, jemals solche abgeschmackte Prätentionen erhoben? Doch hier ist nicht der Ort zu einer wissenschaftlichen Behandlung eines Gegenstandes, über den die sachkundigen Sprachforscher in Deutschland wie in Frankreich längst einig sind. Es lohnt nicht der Mühe, die unwissenschaftlichen Taseleien einseitiger, aller höhern Sprach- und Geschichtskunde unkundigen Walachen und der ihnen nachschwärmenden romanischen Belletristen einer genauen Kritik zu unterwerfen: die Hin-

*) Dies ist gerade so, als wenn Jemand z. B. den Satz der Volkssprache des sächsischen Erzgebirges: *Ne Ma ha i* für das echte Deutsch halten wollte, das die Schriftsteller in: „Einen Mann habe ich“ verwandelt hätten.

weisung auf Gesicht und Farbe der Walachen als untrügliche Zeugnisse ihrer römischen Abkunft ist für jeden, der römische Köpfe in Marmor oder auf Münzen gesehen hat, eine so lächerliche Behauptung, daß sie allein den Charakter des ganzen Auffages genügend kennzeichnet.

Noch ist aber ein Punkt wohl zu berücksichtigen. Herr Duinet schwärmt für die Freiheit der Rumänen. Unter denjenigen Rumänen, die durch einige Bildung über das rohe Volk emporragen, herrscht seit längerer Zeit der Wunsch und die Hoffnung, daß die acht Millionen Rumänen, die jetzt unter türkischer, östreichischer und russischer Herrschaft stehen, ein selbstständiges Reich bilden möchten, ja man kann von einzelnen Walachen hören, daß sie noch zu einer großen Rolle in der Geschichte berufen wären. Ist denn ein Volk ohne weiteres deshalb zu solcher Freiheit befähigt, weil seine wenigen gebildeten Glieder von nationaler Selbstständigkeit träumen und ihre Sprache grammatisch und orthographisch festzustellen bemüht sind? Was können die Rumänen außerdem etwa aufweisen? Ein Volk, das 17 Jahrhunderte lang fast nichts zu Stande gebracht hat und einzig und allein — was auch von seinem Anwalt, Herrn Duinet, geschieht — den vor etwa 330 Jahren verstorbenen Stephan vorreiten muß,*) hat doch wol sehr wenig Aussicht auf eine selbstständige politische Entwicklung. Aber wenn man nun vollends die jetzigen Rumänen im eignen Lande betrachtet, wie das Volk besonders da, wo es wirklich etwas selbstständiger ist, in der eigentlichen Moldau und Walachei, unter dem Drucke der dem Volke angehörigen Bojaren seufzt, wie unter Stumpfheit, aber neben einem oberflächlichen Firniß abendländischer Cultur, Trägheit, Unfügigkeit, Gewissenlosigkeit und überall Unordnung und Schmutz herrscht, wenn man ferner sieht, wie die rumänische Jugend im Auslande ihre Kräfte in zügellosem Gebahren elend vergeudet und in hochmüthiger Selbstüberhöhung verdirbt — da muß man an der Möglichkeit der Befreiung eines solchen Volkes zweifeln und ihm im Interesse derer, die ein besseres Loos verdienen und im Interesse des schönen Landes eine vernünftige und humane, aber strenge Fremdherrschaft wünschen, unter der allein dieses Volk zu einer erträglichen Existenz gelangen kann. Darum aber haben sich zunächst die Franzosen nicht zu kümmern: es ist die natürliche Aufgabe des deutschen Oestreich, die ihm hier im Interesse der Menschheit gewordene Mission zu erfüllen.

Das Naturgesetz, das des Einzelnen Schicksal gestaltet, ist auch in der Völkergeschichte wirksam. Wie es Individuen gibt, die ihrer Anlage nach nie selbstständig werden können, so ergeht es auch ganzen Völkern. Und auch

*) Bei richtiger Selbsterkenntniß könnten sich die Rumänen des tapfern Decebalus und seiner Dacier rühmen: von diesen Barbaren wollen sie ja aber nichts wissen, die stolzen Quiriten.

Völker, die vieles geleistet haben, gehen, wenn sie die Lebenskraft verloren haben, wie Individuen, zu Grunde. Da nützt keine Theilnahme, keine Hilfe. Die Geschichte vollzieht unerbittlich den Willen der Vorsehung.*)

*) Anm. der Redaction. — Der Ansicht des Verfassers über den Beruf Oesterreichs pflichten wir vollständig bei; jedenfalls hat es mehr den Beruf, die Quiriten an der Donau zu cultiviren, als die Quiriten am Po und an der Eber.

Geschichte und Politik.

Sir Robert Peel. Par Guizot. Tiré de la Revue des deux mondes. Première partie. Berlin, Jul. Springer.

Was uns bei dieser vortrefflichen Monographie, die den Werth des großen britischen Staatsmannes in vollstem Maße anerkennt, zunächst auffiel, ist das eigenthümliche Mißverhältniß zwischen der theoretischen Auffassung der Staatsverhältnisse von Seiten des Verfassers und seiner praktischen Politik. In seinen historischen Schriften zeigt Guizot ein so unbefangenes, vielseitiges, durch kein System und keine Doctrin eingeengtes Urtheil, eine so ruhige Würdigung der Personen und Zustände, daß man ihm fast überall beipflichtet und von seiner eignen Politik die größten Erwartungen hegt. Betrachten wir ihn nun als Staatsmann, so stellt sich zunächst augenblicklich die Ueberzeugung fest, daß von den gewöhnlichen Vorwürfen der Selbstsucht, des Wankelmuths, der persönlichen Einflüsse u. s. w. nicht die Rede sein kann. Guizot steht unerschütterlich fest in seinen Ueberzeugungen, und nur diese Ueberzeugungen bestimmen seine Handlungsweise; und doch kann man nicht leugnen, daß er es ist, der hauptsächlich den Untergang der Julidynastie verschuldet hat, und daß er noch jetzt dahin arbeitet, seine Anhänger in einen völlig verkehrten Weg zu verlocken. Er, der gewiß einen empfänglichen Sinn für die freie Entwicklung der Völker hat, trieb Frankreich zu einer freiheitsfeindlichen Politik, die reich war an kleinlichen Intriguen, aber aller höhern Ideen vollständig baar. Er reizte mit Bewußtsein den Unwillen der Masse, und veräumte es doch, die Mittel herbeizuschaffen, diesem Unwillen kräftig zu begegnen. In der Geschichtschreibung der unbefangene Beobachter, war er in der Politik der verhärtete Doctrinär. Mehr als irgend ein Staatsmann hat er Gelegenheit gehabt, seinen König und sein Volk richtig kennen zu lernen. Er kannte weder den einen, noch das andre, und gegenwärtig betreibt er wieder aus einer doctrinären Grille die Coalition zwischen der ultramontanen und der liberalen